

Illustriertes Sonntags-Blatt

1915



Beilage zum Oberurseler Bürgerfreund.

Verlag von Heinrich Verlebach in Oberursel.

F. Ronfort.

Der Brennermühlhof.

Schwäbischer Dorfroman von Erwin Hahn.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Lisbeth konnte kaum noch Atem schöpfen, als sie der Martin, einem Sieger gleich, zu ihrem Plaze führte. Wie gebändigt und willenlos hatte sie in seinen Armen gelegen, ganz vertrauend auf die Führung des starken Mannes. Jetzt machte er eine plumpe Verbeugung und fühlte, wie die kleine Hand, die er dabei noch festhielt, sich fast ängstlich um die seine klammerte. Er wollte gehen, da rief ihn der Forstwächter an, und dessen dunkle Pupillen lauerten wie durch einen Schleier unter den halbgeschlossenen Lidern hervor:

„Du, bist du net der Müllermarte von der Brennermühle?“

„So heißen sie mich, aber auf Martin Schwab bin i tauft!“

„I hab' gehört, du hätst so'n nettes Büchle z' Haus hängen.“

Schau, das muß mir zeigen, i hab a Freud an so schöne Sachen!“

Der Martin sah auf den schnurgeraden Scheitel des anderen herab und machte ein dummes Gesicht: „I a Büchle? Net das i wüßt! — Was soll i denn damit, i tauu ja net schießen!“

In diesem Augenblicke aber schrie der Siedlermichel herüber, mit einer Stimme, der man anhörte, daß ihr Träger nicht mehr sicher auf den Beinen stand: „Warte, laß dich mit dem Waitäfer net ein, mit einem herg'laufenen Kommissbrotritter...“

Der Forstwächter ärgerte sich: „Wer red't denn mit dir, du Nothaariger?! Bist jo b'lossen!“

„Was bin i?“ Im Nu hatte der Michel ein Biertrügel erfaßt und taumelte damit auf den Schlumberger zu. Auch die andern vom Tisch waren aufgesprungen, es war die Gelegenheit

geboten zu einer regelrechten Kauferei. Aber im rechten Augenblick hatte der Martin den kleinen zappelnden Kaufbold auf seine breiten Schultern gehoben und trug ihn unter allgemeiner Heiterkeit in die Kegelbahn, wo er ihn auf einige Minuten einsperrte. Dann beruhigte er seine Freunde und gab eine Runde aus.

Die Spannung aber blieb bestehen. Ängstlich beobachtete die Lisbeth, wie der eine oder der andere verflohen nach seinem Stilettmesser tastete. Da stand sie auf und bat:

„Wir wollen zum Vater gehen.“

Den Martin grüßte sie mit einem dankbaren Blick und verließ mit dem Forstwächter etwas hastig den Garten. Unterdessen machte der Siedlermichel in seinem Gefängnisse einen Wortsradau, bis seine Freunde ihn mit großem Hallo befreiten.

In der rauchigen Wirtstube saßen der Hagmayerbauer, der Schulzenbauer, der Brennermüller und der alte Deder-Andresel an einem kleinen Tisch beim Kreuzgaigel. Es ging gerade um

die vierte Flasche Redarwein, und der Hagmayer spielte mit dem Brenner übers Kreuz. Er warf seine Karte auf den Tisch und fuhr seinen Partner an:

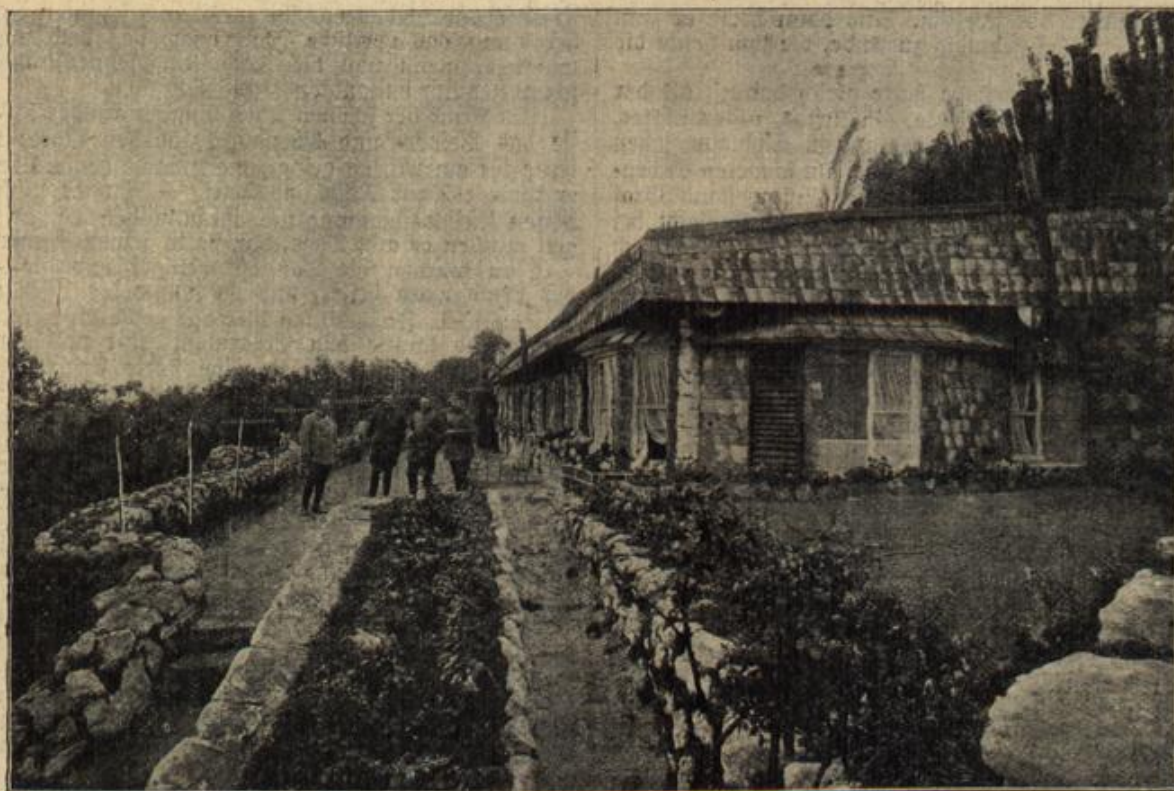
„Brenner, willst mein Holz aus'n Hasenwinkel, oder willst's net? I muß wissen!“

„Schippa in Trumpf!“ — Hagmayer aufpassen!“

Dann legte der Schulze zwei Karten offen vor sich hin und meldete in seinem tiefen Brummfaß: „Und vierzig, ist aus!“

Bald darauf erhob er sich

schwerfällig, gab an, er müsse nach seinem Büttel sehen, ob er noch instande sei, die Polizeistunde zu bieten. Aber seine große Nase war heute stärker gerötet denn alltags, und auch seine Glase spiegelte schon in Rosa. — Nachdem noch eine weitere Flasche geleert war, an der sich nun auch die Lisbeth und ihr Begleiter beteiligt hatten, wurden der Hagmayer und der Bren-



Unterstand eines Regimentskommandeurs, errichtet von deutschen Soldaten in Nordfrankreich. (Mit Text.)

Fot. Oskar Tellmann, Schwere.

ner einig auf Preis und Zeit ihres Holzgeschäftes. Dann war allgemeiner Aufbruch. Der Forstwärter verabschiedete sich und ging mit dem Müller disputierend über den diesjährigen Holz-ertrag, dem „Heinbodel“ zu.

In dieser Nacht konnte die Lisbeth keinen Schlaf finden. Nach Mitternacht fangen einige Burschen durch die Straßen:

„Mei Maible hot a G'sichte, grad wie a Rosenblatt . . .“
und sie glaubte, den Martin herauszuhören.

Nun begann im Hasenwinkel der Ausforst. Der Brenner hatte mehrere Holzarbeiter eingestellt und fast täglich kam auch der Hagmayer, um die Arbeiten in seinem Interesse zu beaufsichtigen.

Am Donnerstagabend nach dem Kirchweihfeste sah der Mar in, als er aus dem Brennermühlhose ging, um die Base Christine zu besuchen, unter den Tannen einen Mann stehen, der halb wehmütig und halb verbissen auf die Mühle starrte.

„Ein Holzhader“, dachte er und wollte weitergehen.

Aber dieser rief ihn halblaut an:

„Pst, du! Bist du einer aus der Mühle?“

Der Martin sah den andern verwundert an. Das Gesicht war ihm fremd. Es war ein langer, magerer Kerl von ungefähr zweiunddreißig Jahren. Ein struppiger rötlichbrauner Schnauz- bart hing ihm wild über die beiden Mundwinkel herab, und seine Kleider waren abgetragen und schmutzig. Überhaupt machte ihm seine ganze Erscheinung den Eindruck, als ob er schon mehrere Nächte im Freien zugebracht hätte.

„Ich bin Müllerknecht. — Was fragst?“

Der Fremde antwortete erst nicht, sondern trat etwas in die Richtung und fragte dagegen: „Du bist aber net vom Dorf?“

Jetzt fiel dem Martin der scheue, fast ängstliche Blick auf, mit dem er ihn von unten nach oben streifte.

„Nein, i bin vom Oberland.“ Und etwas ungeduldig setzte er dazu: „Nun sag, was du hier willst?“

„Zum Brennermüller möcht' ich, wenn er um den Weg ist. — Ich such' Arbeit!“

Der Martin machte mit dem Daumen eine bezeichnende Gebärde über die Achsel: „Drin ist er, in der Stuben!“ Dann ging er weiter. Aber plötzlich kam ihm wieder das scheue Wesen des Landstreichers ins Gedächtnis, und er mußte unwillkürlich zurückschauen. Da sah er, wie dieser mit drei langen Schritten aus dem Wald über die Straße eilte und im Mühlhose verschwand.

„Allerhand lichtscheues Gesindel treibt sich jetzt um, seit die Holzer da sind“, sagte er vor sich hin. Und dann hörte er zum ersten Male die Bibelfstellen geduldig zu Ende, die ihm heute die Base Christine vorlas.

In der geräumigen Vorderstube hatte gleich darauf, als der Martin seinen Weg ins Dorf fortsetzte, ein kurzes, unterdrücktes, aber äußerst heftiges Wortgefecht stattgefunden. Und nun saßen sich die zwei Brenner, der alte und der junge, am schweren Eichentisch gegenüber, wortlos und grimmig, wie einst weiland Graf Eberhard im Bart und sein Sohn Ulrich nach der Schlacht bei Reutlingen. Der Tisch war unbedeckt, sonst hätte vermutlich der alte Brenner das Tischtuch ebenso entzweiggeschnitten, wie es damals, vor fünfshundert Jahren, im Alten Schloß zu Stuttgart sein berühmter Landesherr getan.

Statt dessen begnügte er sich damit, seinen langen Hirschfänger auf den Tisch zu werfen, daß er klappernd aus der Scheide sprang. Der Junge dagegen nahm das Messer gleichmütig, säbelte damit von einem mächtigen Schwarzbrotlaib ein ganzes Mandstüd ab und machte sich gierig darüber her.

Ein höhnischer Knurrelaut kam jetzt dem Alten über die Lippen. Dann zog er den Mund nach unten breit und stieß im Tone höchster Geringschätzung hervor: „Läßt sich erwischen, der Dappschädel!“

Er hatte jede Silbe besonders betont und war wieder zornig aufgesprungen. Der andere saß ruhig am Tisch und nagte an seiner Brotkrinde. Wieder war eine lange Pause eingetreten.

Dann stand der Brenner am Fensterkreuz mit verschränkten Armen und fuhr seinen Sohn an: „Und jetzt?! Was soll werden?“

Er bekam keine Antwort. — „Willst weiter vagabundieren?“ Doch der nahm jetzt ein zweites Stüd Brot und sagte gleichgültig monoton: „Do bleib' ich!“

„Was willst?“

„I geh nimmer fort!“

„Dann hab' i morgen den Landjäger im Haus!“

„I geh holzhauen. Ohne Rinnbart kennt mich keiner.“

Der Brenner entgegnete rauh: „Das glaubst selbst net! Das schlag dir aus'm Kopf!“

Doch nach einer weiteren Stille fing er an:

„Peter, i will dir was sagen. Mit'm Holzhauen, daraus wird nix. Es kām raus, und dann taten sich in drei Tagen die Schul- buben erzählen: Der Brennerpeter ist wieder da. Nun, fort- schicken will i dich net wieder. Kannst dobleiben! Aber am Tag

gehst mir net aus'm Haus, das sag' i dir! In der Nacht gib's Arbeit genug für dich. — Vielleicht wächst Gras drüber.“

Dann kam es wieder über ihn:

„Sapperlot! Läßt sich erwischen! Schon dein Großvater, der Brenner-Alte, hat den Stuhlen unterm Stittel tragen, wenn er seinen guten Tag hatte. Weiß das einer im Dorf? Hat sich der erwischen lassen? Kein Mensch hat jemals an' Brennermühlhose denkt bei solchen Sachen. Und jetzt . . .?“

Nun schaute der Sohn zum ersten Male auf und drehte sich gegen den Alten. In seinen Augen lag eine wilde Glut, und seine Fäuste krampften sich: „Vater, mich verweist keiner mehr! Das weiß i g'wiß! Eher . . .!“

Er unterbrach sich und biß heftig auf sein Brot ein.

Allmählich ging über das breite Gesicht des Brennermüllers ein selbstgefälliges Schmunzeln. Er ging plötzlich zur Türe und bedeutete seinem Sohn, ihm zu folgen. Sie stiegen zwei Treppen hoch auf den Boden. Aus einer dunklen Kammer, die dicht unter dem Dache lag, brachte dann der Alte einen großen Sack geschleppt. Er öffnete ihn und zog zwischen mehreren präparierten Fellen ein prachtvolles Hirschgeweih hervor.

„Da schau den Bierzehnender! Drei Wochen ist's her, da haben wir ihn g'holt, oben vom Gränzbau. Grad, wie er durch's G'heg brach, hab' ich ihm eins aufs Blatt g'jagt. Der Händler aus Rürtingen wird sich freuen. Damit läßt sich's handeln. In acht Tagen will er kommen.“

Er erzählte nun mit peinlicher Genauigkeit alle die Einzelheiten des damaligen interessanten Abenteuers.

Der Junge hörte ihm fiebernden Herzens zu, und seine Augen brannten vor Begeisterung.

Dann saßen die beiden Brenner in versöhnter Stimmung wieder unten am Eichentisch beim Krügel Wein. Sie gaben sich gegenseitig allerhand bekannte und unbekannte Jagderlebnisse zum besten und feierten so die Heimkehr des verlorenen Sohnes.

In regelmäßigen Taktten schallten die Arthiebe ins Tal und zeigten der Lisbeth die Richtung zur Arbeitsstelle. Um den Weg zu kürzen, hatte sie den allgemeinen Waldweg verlassen und stieg zwischen Tannen und Buchen am „Heinbodel“ empor, gleich einem edlen Reh. Jeder Schritt war bestimmt und sicher, und dabei blieb ihre Haltung stolz und grazids. Die Lisbeth liebte den Wald, und man sollte glauben, dieser auch wiederum die Lisbeth. Schien es doch, als träten die mächtigen Wald- riesen ehrfurchtsvoll vor ihr zurück und schauten gar wohlgefällig herab auf das herrliche Flachshaar, das bald wie Silber auf- leuchtete, wenn mal die Nachmittagssonnenstrahlen durch ihre schon ziemlich entlaubten Kronen brach.

Am Arme der schönen Maid hing ein runder Korb, in welchem sie das Besper- und Abendbrot für den Vater trug, denn er hatte ihr am Mittag gesagt, man mache heute Überstunden, und er käme erst zur Nacht ins Dorf. — Immer mußte sie an den letzten Kirchweihsonntag und ihren wilden Tänzer denken. Mor- gen wurden es acht Tage, daß sie in seinen Armen lag.

Nun wurden die Tannen weniger und die Buchen mehr, der Wald ward heller, und da wußte die Lisbeth, sie war im Hasenwinkel. Fußhoch lag hier das gelbe Buchenlaub. Der rohe Herbstwind kannte kein Erbarmen. Nur mühsam kam sie jetzt weiter. Plötzlich fühlte sie eine starke Erschütterung, und ein gewaltiger Schuß dröhnte aus einiger Entfernung durch die Luft, daß er noch lange in den verschiedenen Gegenden des Heinbodels nachhallte. Die Lisbeth zitterte am ganzen Körper und mußte sich augenblicklich auf einen alten Baumstumpf niederlegen, so sehr war sie erschrocken. Dann eilte sie weiter, aber es lag ihr noch bleischwer in den Gliedern, als sie auf dem Arbeitsplatze ankam.

Der Vater stand mit dem Forstwärter Schlumberger vor einem großen Erdloch. Man hatte einen der alten morschen Buchenstämme gefällt und dann den mächtigen Wurzelstock mit Pulver geladen. Da lag er nun, zerrissen und aus der Erde ge- sprengt, in vielen Teilen auf dem Plaze umher.

Im Hintergrunde lagerten an einem kleinen Abhange die Holzhauer. Meist kräftige Gesellen mit wilden Bärten und rohen Gewohnheiten waren es. Einige verkorkte Steinfrüge machten die Runde, und der Brenner stand unter ihnen und teilte gerade Brot und Käse aus.

Jetzt kramte sich der Martin die Hemdärmel herab und ging grüßend über den Plaz. In der Richtung gegen den Brenner- mühlhose zu verschwand er im Gehölz. Der Forstwärter sah ihm nach, und sein Blick war finster und drohend. — Es war jetzt die Ruhepause eingetreten, nach welcher die Spannkraft des körper- lich angestrengten Mannes von Zeit zu Zeit verlangt.

Noch war die Lisbeth von den Nachwirkungen des Schreckens, den ihr der Sprengschuß verursacht hatte, nicht gänzlich befreit, als sie hörte, wie der Schlumberger zu ihrem Vater sagte:

„Dem da, dem trau ich heut nur halbwegs. Der hat was im Sinn. Ich glaub', dem will ich heut nacht mal aufpassen!“

Eine halbe Stunde später, ins Dorf zurück, machte die Lisbeth unwillkürlich einen Umweg und kam in die Nähe des Brennermühlhofes. Ihre Müdigkeit war mit einem Male verslogen, statt ihrer hatte eine nervöse Hast in ihr Platz genommen. Es war die Sorge um den Geliebten.

Der Martin hatte sich eben am Mühlbrunnen von Staub und Schweiß gereinigt, da sah er Rösche zwischen den Tannen flattern. Er erkannte sie und eilte ihr freudig entgegen.

„Ja, Flachsköpfe, seht ich recht?! — das ist aber nett von dir!“ Sie raunte ihm zu:

„Marte, ich komm dir nur sagen: Geh net naus heut nacht, auf den Anstand. — Der andere will dir aufpassen!“

Ihre Stimme vibrierte und in ihren Augen lag die rührende Angst eines Kindes. Der Martin mußte lachen.

„Jetzt Flachsköpfe, wie kommst du nur auf so was?“

„Ich weiß, du gehst Wildjagen, und der Schlumberger weiß es auch. Er hat es heut abgesehen auf dich. Marte, i bitt dich, bleib z' Haus, wenn was passiert ...!“

Alles jubelte in ihm. Er hörte nur die sorgende Liebe aus ihren Worten und hätte sie in ihrer rührenden Erregtheit am liebsten in seine Arme geschlossen, um sie mit einem einzigen Kusse zu beruhigen. Aber er besann sich und wollte nicht wieder voreilig sein.

„Mädel,“ sagte er, „das ist ja dummes Zeug! Was wer' ich Wildjagen gehn! Komm, laß uns von was G'scheiderem reden. Darf ich'n bißel mit dir gehn?“

„Wenn du willst, gehn wir dem Fußtweg nach, ums Dorf.“

Nun ging er neben ihr her. Sie hatte ihn um vieles zu befragen. Von seiner Heimat mußte er ihr erzählen, von seinen Eltern und auch von seiner Handharmonika. Dies waren ja die einzigen Güter, die er bis jetzt besessen hatte. Als sie dann erfahren, daß er, bevor er ins Dörschen kam, sein altes Mütterchen begraben hatte, daß er sich so einsam fühlte, und wie er dann allein, nur mit seinem frohen Mut und einem festen Gottvertrauen im Herzen, ausgezogen war, um sich eine neue Heimat zu suchen. Da blieb sie stehen und sagte nach seiner Hand.

„I hab's ja g'wußt, Marte, — du bist'n Rechtschaffener.“

Jetzt fragte er sie unvermittelt: „Viel, hast du den Forstwächter gern?“

„Er kommt in unser Haus. I mag ihn leiden, aber gernhaben war z'viel.“

Dann sprach er weiter: „Siehst Viesel, wie ich zum ersten Male hab' von der Bürgelhalde runterg'schaut ins Tal, da hab' i bei mir denkt, — wenn dir's net g'fällt da unten, dann ziehst in acht Tagen wieder fort, weiter ins Unterland. Nun und dann kam ich zum Brenner und bin geblieben. Aber, siehst, g'fallen hat mir's halt nur, weil i dich g'fehn hab'!“

Sie lachte hell auf. „Das soll man nun glauben!“

Dann gingen sie stumm nebeneinander weiter, und eines dachte an das andere. Nach einiger Zeit zweigte links ein Weg ins Dorf ab. Der Fußtweg aber führte durch Felder und Wiesen auf die Bürgelhalde. Sie gingen ihn. Dort zeigte ihr der Martin das alte Steinkreuz, das ihm damals an der Schwelle seiner neuen Heimat als erstes Ruheplätzchen diente.

„Gnuh, wie grausig“, meinte die Lisbeth.

Auf dem höchsten Punkte der Bürgelhalde stand jetzt einsam und verlassen die „große Linde“, trotzdem eine fast neue Bauf unter derselben zum Aufenthalt einlud. Diese wurde das Ziel des jungen Bärchens. Hier saßen sie und schauten mit großen Augen nach der Sonne, die gerade in satter Blutröte hinter dem Heimbodel untertauchte und in bunten Reflexen langsam ihr Licht nachzog. Wieder ruhte ein melancholischer Feierabend auf der ganzen Natur. In der Ferne gingen einzelne Bauern vom Felde heim. Aber hier zerstörte kein menschlicher Laut den heiligen Zauber, der sich heimlich um die Linde wob. Nur das Abendläuten klang von der Dorfkirche herauf, — feierlich, ernst, versöhnend.

Da fanden sich zwei verwandte Seelen in einem langen Kusse und vereinten sich fürs Leben.

Der Martin kannte kein Maß in seinem Glück.

„Ja Viesel, — Flachsköpfe, ist's denn wahr?! Du hast mich auch gern? Viesel's Mädel, du magst mi grad aso, wie i di? Du willst mein Weib werden?“

Sie nickte nur selig und küßte ihn.

„So viel Glück! So viel Glück! Ja und Viesel, du hast mir das ganz vergessen von damals?“

Da zog sie das Mäulchen kraus: „Na, led war's!“

„Siehst du, hast's net vergessen!“

Ihre Händchen wühlten in seinen Locken.

„Du großer, dummer Marte,“ lachte sie, „ich hätt dich ja am liebsten hintendrein wieder um Verzeihung bitt'! Fast keine Ruß“

hat mir's g'lassen, — Tag und Nacht net. Man kann dir ja net böß sein, du lieber Kerl!“

„Au, au, meine Haar!“

So schäkerten sie weiter. Dann sagte der Martin bestimmt:

„Morgen geh i zu deinem Vater und halt an ...“

„Nein, das geht net“, fiel sie ihm ins Wort. „Jetzt noch net. Ich weiß, er tät 'Rein' sagen. Er hat mich dem Schumberger versprochen. Grad so, als ob ich da net mitzureden hätt!“

Der Martin machte ein ernstes Gesicht und die Lisbeth mußte ihn trösten.

„Laß es gut sein, Marte, ich nehm den, den i mag und keinen andern. Der Vater soll es schon noch erfahren, bloß jetzt wär es noch net an der Zeit.“

„Mein lieb's Flachsköpfe!“

Sie bemerkten nicht, wie die Nacht hereinbrach und ein leichter Frost sich auf das Gefilde legte. Sie schmiegen sich eng aneinander, Wange an Wange, und träumten von ihrem Glück.

Plötzlich fuhr sie auf. Sie schaute ihn verwundert an und fragte ernst: „Marte, warum tußt du so was?“

„Was meinst denn?“

„Nun, weshalb bin ich heut zu dir kommen?“

„Ach so, wegen dem Forstwächter? Na, der soll jetzt mal ...!“

„Marte —! Der Deder-Andrejel hat mir mal g'sagt, das Wildjagen wär eine Krankheit, grad so wie's Schnapstrinken und's Kartenspielen eine sei. Wer's anfängt, müßt's treiben. Marte, um Gottes willen, i bitt dich!“

Er versuchte zu scherzen. „Laß dir doch net solche Zibeben in das kleine, liebe Köpfe neinschwäben, 's ist schad drum!“

Aber sie blieb ernst:

„Nein, Marte, kein Ausweichen! Ich muß es wissen. Jetzt gibt's doch kein Geht mehr zwischen uns. Geht net?“

Das tat ihm wohl. Er wollte beichten. Widerwillig und rudeweise kamen ihm die Worte von den Lippen.

„Dann muß ich dir sagen, Lisbeth, ganz so unrecht hat der Andrejel net. Schau, an dem Abend, wie du hast mich so runterg'macht, daß i hab' g'meint, i müßt mich vor meinem eigenen Schatten schämen, — in derselbigen Nacht bin ich zum ersten Male 'nausgangen mit dem Brenner. I hab' vorher nichts vom Wildern g'wußt, aber 's war eine fislische Sach' und's hat mir g'fallen. — Glaub mir, ich hab' mir seitdem oft g'sagt, — es ist net recht und du tußt es nimmer. Aber allemal, wenn die Nacht kam, — zum Schlafengehn war's noch zu zeitig, — und der Brenner hat mit den Augen zwinkert, dann hat mir's triebelt in allen Gliedmaßen. Ehe ich mich hab' dann auf mich selber b'sonnen, hab' ich schon die Flint' in der Hand g'habt und bin mit dem Brenner am Heimbodel naußg'schlichen.“

„Um alles in der Welt, Marte! — Ob ich mir's net denkt hab'! Der alte Brenner ist so'n Heimlicher und sein Peter hat auch durchgehen müssen, sonst säß er jetzt hinter Schloß und Riegel!“

(Fortsetzung folgt.)

Heldentod.

Von E. Fries.

(Nachdruck verboten.)

Nach wochenlangem Harren war der Befehl gekommen zum Abrücken ins Feld. Der Jubel unter den Freiwilligen war unbeschreiblich. Den ganzen Abend wurden die alten schönen Vaterlandslieder zur Ziehharmonika gesungen, Studentenlieder dazwischen, denn es waren viele Studenten jeden Alters unter der Truppe. Hochauf flammte die Begeisterung.

Von dem, was ihnen bevorstand, hatten die meisten nur einen ganz unklaren Begriff. Sie waren glücklich, endlich selbst eingreifen zu dürfen in das große Ringen um Deutschlands Größe und Macht. Spät erst und nur für kurze Stunden kehrte Ruhe ein in den Baracken.

Paul Gebhard konnte nicht schlafen. Ihn hatte es wie Fieber gepackt. Er war schon fast verzweifelt, daß sein Bataillon überhaupt noch hinaus käme. Im Anfang dachte man ja nicht, daß der Krieg so lange dauern könnte. Damals kannte seine Ungeduld keine Grenzen.

Aber dann, als der Stellungskrieg begann, mußte man wohl oder übel sich mit dem Gedanken an eine längere Kriegsdauer vertraut machen. Immerhin, daß acht Monate vergehen könnten, ehe die Batterie ins Feuer käme, hätte kein einziger der hochgemuten Jünglinge geglaubt.

Und nun war es so weit! Paul Gebhard richtete sich halb auf und ließ seine Blicke über die Kameraden schweifen. Der Mond war aufgegangen; sein mildes Licht erhellte die enge Stube. Wie Paul sie alle beneidete, die da sanft und friedlich den kommenden Ereignissen entgegenzuschlummern vermochten! Freilich, es war wohl kein einziger darunter, der wie er sich an das Leben verloren hatte und nur vom Tode noch Heil erwartete!

Er schloß die Augen und ließ die Bilder der Vergangenheit an seinem Geiste vorüberziehen. Er war das gehütete und gepflegte Kind angesehener Eltern, die den einzigen Sohn nur zu sehr verwöhnt hatten. Kein Wunsch wurde ihm verweigert. Als er dann auf sich selbst gestellt, sich der Versuchung gegenüber sah, verstritten ihn Leichtsinns und Genußsucht in schwere Schuld. In der Trunkenheit entspann sich ein Streit zwischen ihm und seinen Kameraden, in dessen Verlauf er einen, der ihm nahegestanden



General de Maudozi,
Befehlshaber des französischen Heeres
in den Voge en.

hatte, erstach. Er wurde vor Gericht gestellt und mußte im Gefängnisse büßen. Die Mutter war grau geworden, als er sie wieder sah. Von allem Verkehr hatten die Eltern sich zurückgezogen, um — er wußte es genau — sich nicht von ihm zurückziehen zu müssen. Und wie gesellig hatte die Mutter früher gelebt! Es schnitt dem Sohne ins Herz, ihr zunehmendes Stumpfwerden zu beobachten. Alles setzte er daran, um sich wieder in die Höhe zu arbeiten. Aber mit tiefer Bitterkeit mußte er erkennen, wie namenlos schwer es dem einmal Gestrauchten gemacht wird, das Vertrauen seiner Mitmenschen, das er sich vielleicht nur mutwillig verschert hat, zurückzugewinnen. Immer, wenn er dachte, er sei auf dem Wege, sich eine geachtete Existenz zu schaffen, kam unversehens die Erinnerung an die böse Vergangenheit und machte alles wieder zunichte. Ob er nun einen traf, der ihn aus der Strafanstalt kannte, oder ob jemand seinem Brotherrn Mitteilung von seiner Verfehlung machte — die Wirkung war ja immer die gleiche — er mußte sein Bündel schnüren und weiterziehen. Den Reiz und die Mißgunst der Menschen — Paul Gebhard hatte sie bis zur Reize auskosten müssen! Er war der Verzweiflung nahe, als der Krieg ausbrach. Fast hatte er schon selbst Hand an sich legen wollen. Nun schien es ihm, als sei es ein Wink des Himmels, ja, es hätte nicht viel gefehlt, dann hätte er den Krieg



Pumpvorrichtung zum Entwässern und Trockenhalten von Schützengraben.



Die Stadt Rowno

als eigens für ihn geschickt angesehen ... daß er wieder ehrlich werden könnte. Mit einer Begeisterung, die etwas von dem Opfermut der Märtyrer an sich hatte, meldete sich Paul Gebhard zu den Fahnen. Sein Abschied von den Eltern war von dem der anderen himmelweit verschieden. Unausgesprochen lag für die drei Menschen der tiefere Sinn, den dieses Hinausziehen in Kampf und Tod für ihn haben mußte, über dem letzten Zusammensein. Er empfand deutlich: die Eltern würden nicht klagen, wenn er ihnen genommen würde ...

Der Heldentod des Sohnes würde ihm erst wieder seine Ehre zurückgeben. O, wie gerne wollte er sterben, ein Dasein enden, das ihm, so kurz es war, schon so oft zur Last geworden war! Aber ein Zufall wollte, daß sein Bataillon immer zurückbehalten wurde. Seine Ungeduld hatte ihn fast schon veranlaßt, sich zu einer besonders



Generalfeldmarschall v. Hindenburg.

Zum Jahrestag der Schlacht von Tannenberg am 23. August.
(Mit Text.)

gefährdeten Waffe zu melden. — Aber nun hatte endlich die Qual des Wartens ein Ende! Gott würde barmherzig sein und ihn zu sich nehmen, was sollte er noch auf der Erde? Seine Gedanken fingen an, sich im Halbschlaf zu verwirren, da erscholl das Zeichen zum Aufstehen. Wie im Fluge verging die Zeit bis zum Ausbruch. In Eilmärschen ging es in die Feuerlinie.



in deutscher Hand. (Mit Text.)

Es war doch ein eigenes Gefühl, als zuerst vereinzelt, dann immer häufiger rechts und links, vorn und hinten Eisenstüde niederhagelten und über den Köpfen die Schrapnells plakten. Bald gewöhnte sich Paul Gebhard daran; einmal würde es auch ihn treffen — hoffentlich! — warum also sollte er sich fürchten? Doch er sah zu beiden Seiten die Kameraden fallen, nur ihn schienen die Kugeln zu meiden. War er auch hier ein Ausgestoßener. Von den Bedienungsmannschaften an den Geschützen waren schon mehrere hingefunken.

Paul Gebhard stellte sich ganz unerschrocken an das Geschütz; sofort richtete sich

„Sie wollen doch nicht sagen, daß ich leben werde?“

„Ganz gewiß will ich das!“ rief nun der Pfarrer bewegt; aber als er sah, daß der Leidende in Entsetzen die Augen schloß, nahm er seine Hand und neigte sich zu ihm: „Haben Sie keine Angst,“ sagte er verstehend, „was Sie auch gefehlt haben mögen, Sie haben es durch Ihre Tapferkeit vollkommen gesühnt.“

„Kann man das?“ fragte Paul zweifelnd, „es gibt Dinge, die süht nur der Tod.“

„Sie haben ihn zehnfach erlitten“, sagte der Geistliche milde.

Noch einmal stieg das Leben lodend auf vor dem geistigen Auge des Schwerwundeten. Wie vergessene Bilder von unvergleichlicher Schönheit zogen in rascher Folge an seiner Seele vorüber. Doch wie eine Versuchung wies er sie weit von sich.

... das Schönste, was es geben konnte, war für die, die sich im Leben einwandfrei gehalten hatten. Er aber hatte Schmach und Schande über seine Eltern gebracht — für ihn war keine Regel bestimmt.

Mitten in solchen bitteren Gedanken ein stechender Schmerz in der linken Brust — was war das? Er wollte nach einem Halt greifen, doch seine Hand tastete ins Leere, die Füße trugen ihn nicht mehr, das Bewußtsein schwand.

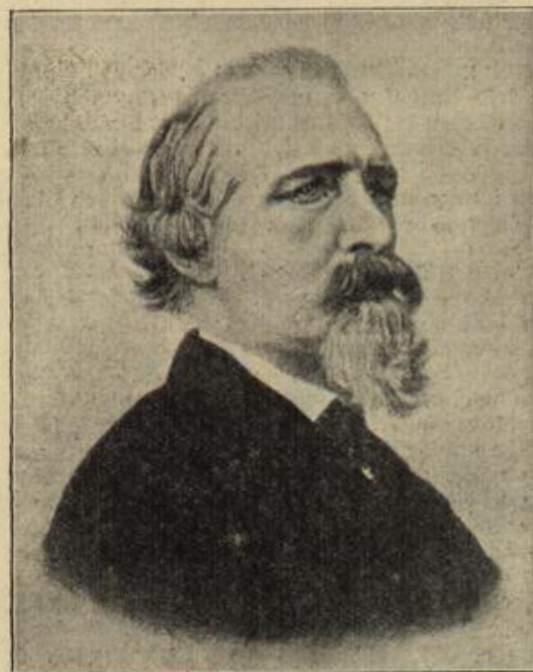
Der Feldgeistliche stand an seinem Lager, als er im Lazarette die Augen aufschlug. Er reichte ihm die Hand und sagte: „Da haben wir ja unseren Helden!“

„Nein, o nein!“ flüsterte Paul Gebhard angstvoll,



Ballon-Abwehrkanone,

gegen russische Ballons gerichtet, zum Abfeuern bereit.



* Emanuel Geibel.

Zu dessen hundertjährigem Geburtstag.

das Feuer des Gegners auf seine hohe Gestalt — vergebens. Dicht neben ihm schlug es ein; alle Augenblicke hörte er das eigentümliche Säusen der Schrapnells ganz nahe über sich, aber die Kugeln trafen ihn nicht, als ob er dagegen gefeit sei. Mechanisch bediente er das Geschütz. Er war ganz ruhig.

Eine tiefe Niedergeschlagenheit fing an, sich mehr und mehr seiner zu bemächtigen. Wie hatte er auch glauben können, daß es ihm so gut werden könnte? Ein fröhlicher Soldatentod



Das Geibel-Denkmal in Lübeck. (Mit Text.)

es mußte Wonne sein, sein verfehltes Leben auf dem Altar des Vaterlands zum Opfer bringen zu dürfen!

Es war zuerst fast eine Enttäuschung für ihn, als er nach Wochen wieder zum Leben erwachte. Nach unendlich sorgfamer Pflege war er dann bald so weit, daß er einen Erholungsurlaub nach Hause antreten konnte. Das Glück der Eltern zu sehen, war eine unerwartet große Freude. Er hatte geglaubt, in ihrem starren Rechtfertigungssinn hätten sie den Heldentod von ihm erwartet, wie das Einlösen einer Schuld. Hatte der Krieg sie so verwandelt? Nach und nach erfuhr er, wie bange Sorge die Eltern durchlebt hatten um seinetwillen. Er stand zuerst als vermist in der Zeitung, dann als tot. — Das gekollerte Mutterherz mochte wohl schwer gelitten haben in dem Gedanken, dem Sohne vielleicht doch manches schuldig geblieben zu sein an verstehender Liebe.

Ein zarter Hauch inniger Zusammengehörigkeit wie nie zuvor lag über diesen Wochen im Elternhause. Und als Paul Gebhard dann wieder hinauszog, war es ein anderer Abschied als das erstemal. Wieder und wieder schlossen die Eltern ihn in ihre Arme, als ob sie ihn nicht lassen könnten. Pauls ganzes Sein war durchwühlt von dem wonnigen Weh dieser Trennung.

Gleich in der ersten Schlacht traf ihn die tödliche Kugel. Aber er hatte noch die Kraft, der Mutter zu schreiben: „Damals wäre ich für mich gestorben, Mutterchen, um mein Leben wegzuworfen. Gott hat es gnädig mit mir gemeint, daß er es nicht zuließ. Jetzt ist es der Tod fürs Vaterland — ich bin sehr glücklich!“

Durfte die Mutter da noch trauern?

Die Einsamen.

Von R. G.

(Nachdruck verboten.)

Er hatte es immer gewußt, daß er gar keine Ansprüche an das Glück machen konnte; das war ihm von frühester Jugend an bekannt. Wie konnte er nur hoffen, auch nur den Kopf einmal hochhalten zu können wie andere Leute, er, der Sohn eines Verbrechers, der seine lebenslängliche Strafe hinter Schloß und Riegel büßte. Solange die Mutter noch lebte, ging es ihm leidlich; wenn ihn die Leute auf der Straße schief ansahen, wenn er im Vorbeigehen hörte, wie sich die Nachbarn zuflüsterten: „das ist der Sohn des Mörders“, da konnte er sich doch in der Mutter Arme flüchten und sie strich ihm zärtlich über die tränennassen Wangen und sprach beruhigende Worte zu ihm, bis sich sein Blut gekühlt hatte und er ruhig ward. Und solange die Mutter lebte, hatte er doch einen Menschen, für den er sorgen konnte. Wenn er seinen Lohn am Samstagabend heimbrachte, da wußte er doch, warum er die ganze Woche gearbeitet hatte; er konnte der armen kranken Mutter Erleichterung schaffen, konnte ihr ein klein wenig Freude machen, indem er ihr irgendeine kleine Stärkung heimbrachte: ein gutes Stück Fleisch für das Sonntagsessen, einige Apfelsinen, oder gar eine Flasche Wein! Und es gewährte ihm eine ungemeine Freude, wenn er merkte, wie es ihr mundete, wie sie ihn dankbar anlächelte, ihn ihren lieben, guten August nannte. O, dann hatte er sich oft gesagt, daß er doch noch ein glücklicher Mensch sei, wenn er auch der Sohn eines Mörders war. Aber seit der Mutter Tod war sein Leben täglich einsamer und unglücklicher geworden. Zu was arbeitete er unermüdet von morgens bis abends, da er ja doch keinen Menschen hatte, für den er sich abmühte. Wohl schickte er dem Vater im Gefängnis oft einen Gruß, ein Kistchen Zigarren oder einen warmen Trank für den Winter; aber er kannte ja den Vater kaum! Nur dunkel war es ihm noch geblieben, wie man einen wüsten Traum behält, daß der Vater stets ein finsterner Mann gewesen war, der oft in Zähzorn ausbrach und die Mutter dann immer furchtbare Angst vor ihm hatte; wie er dann eines Abends finsterner als sonst heimkam und der Mutter nicht ins Auge sehen konnte. Es waren schreckliche Worte zwischen Vater und Mutter gefallen — da wurde plötzlich die Tür aufgerissen und Gendarmen hatten den Vater verhaftet, verhaftet, weil er im Zähzorn seinen Brotherrn getötet hatte! August hatte den Vater nie wieder gesehen, er wurde zu lebenslänglichem Gefängnis verurteilt und weit fort von der Heimat geführt.

Wenn August jetzt Samstagabends heimkam und seinen Lohn auf den Tisch legte, da setzte er sich mit einem schweren Seufzer an den Tisch und verzehrte sein Brot und den Käse mit traurigem Gesicht und dachte: „Wenn ich nur einen Menschen hätte, mit dem ich's teilen könnte!“ Aber freilich, wer wollte das Brot essen von dem Sohn eines Mörders; das Brot war ja vergiftet! So setzte sich August Tag für Tag einsam und verlassen hin nach seinem Tagewerk und schaute trübselig zum Fenster hinaus.

Drüben saß ein blaßes junges Mädchen, die für eine Fabrik arbeitete; sie saß den ganzen Tag am Fenster und nähte. Sie hatte ein so liebes, frommes Gesicht; August fragte sich, wo er nur ein solches Gesicht gesehen hatte — ja, auf dem Kirchenfenster,

das Antlitz der Muttergottes, das war auch so ein ähnliches, liebes, leidendes, frommes Gesicht.

Das Mädchen drüben, das immer so fleißig nähte, die war ganz verwachsen, deshalb blieb sie immer so geduldig auf ihrem Stuhl sitzen, bis die alte Mutter ihr herunterhalf, wenn sie abends vom Waschen heimkam; dann humpelte das bleiche Mädchen mit der Mutter Hilfe im Zimmer herum. Sie waren so zufrieden, die zwei. Manchmal sangen ihre Stimmen bis zu August hinüber, und er hörte ein glückliches Lachen, und oft sangen die zwei ein Kirchen- oder ein Volkslied. Sie hatten gerade keine besonders schönen Stimmen; die Mutter hatte eine sehr tiefe Stimme, wie aus einem alten tönernen Topf drang sie aus ihrer Brust, und der Tochter schwache, zarte Stimme klang wie das Zwitschern eines Vögelchens. Aber sie sangen so herzlich, daß dem August oft die Tränen in die Augen kamen, und er sagte sich: „Die zwei kennen doch das Glück, sie haben einander so lieb und können jedem offen ins Gesicht schauen!“

Des blaßes Mädchens Vater war ein braver, rechtschaffener Maurer gewesen, der einst von einem Bau abstürzte und das Genick brach; er hatte eine anständige Beerdigung gehabt; der Baumeister und seine ganze Familie waren dabei gewesen, einen Choral hatte man ihm geblasen und in der Zeitung hatte man ihn als einen ehrlichen, fleißigen Bürger gepriesen.

August hatte oft diesen Vater des verwachsenen Mädchens beneidet. O, wie oft! Manchmal, wenn August so traurig am Fenster saß, hatte das bleiche Mädchen ihn freundlich angeschaut, und einmal hatten sie einander zugelächelt, ohne daß eines oder das andere sich dessen bewußt war.

Da kam aber ein Tag, da saß das bleiche Mädchen nicht am Fenster; August schaute den ganzen Abend vergeblich hinüber. Viele Tage vergingen und immer noch fehlte das Mädchen am Fenster; da erfuhr er, daß die alte Mutter, die Waschfrau, gestorben sei und das arme hilflose Mädchen nun ganz allein in der Welt stehe.

„Sie ist so einsam wie ich“, sagte sich August, „aber nicht so verlassen; die Leute werden gut mit ihr sein, sie braucht sich ihres Vaters nicht zu schämen. Niemand sieht sie über die Achsel an, sie gehen ihr nicht aus dem Wege, wenn sie auch so ein armes, verwachsenes, budliges Ding ist.“

Der Frühling kam und das bleiche Mädchen, das noch bleicher aussah in ihrem schwarzen Kleide, saß wieder am Fenster und nähte. Sie schaute oft zum blauen Himmel hinauf, als suche sie dort die verstorbene Mutter, und dabei sah sie so lieb aus und ein leises Lächeln huschte über ihr Antlitz, obschon die Tränen ihr die Wangen herunterliefen.

Da konnte August sich nicht mehr halten; er sagte: „Guten Abend! es ist mir leid, daß Ihr Eure Mutter verloren habt!“

Da flossen dem Mädchen die Tränen wieder über die Wangen und der junge Mann fuhr fort: „Jetzt sind wir beide ganz allein auf der Welt!“

„Aber wir haben immer noch den lieben Gott und den Himmel“, sagte das junge Mädchen. Was für eine liebe, süße Stimme hatte sie doch!

„Seid Ihr sehr einsam?“ fragte August.

„Ja, das bin ich schon, aber jedermann ist so gut, so lieb zu mir, die Hausfrau hilft mir gerade wie es die Mutter getan hat; ich kann eben nicht allein herumlaufen!“

Jeden Abend, wenn jetzt August heimkam, war sein erstes, zum Fenster zu sehen und dem armen Mädchen drüben guten Abend zu sagen. Da schmähten sie oft lange miteinander. Er erfuhr, daß sie Änchen heiße und ihren Lebensunterhalt allein verdienen mit Nähen, freilich müsse sie sehr fleißig sein, aber was wollte sie denn sonst anfangen, wenn sie ihre Arbeit nicht hätte. Ohne es zu wissen, freute sich das arme Mädchen den ganzen Tag auf die Abendstunde, wenn der junge Mann heimkam. Als es Sommer wurde, saß August oft die halbe Nacht am offenen Fenster und träumte und sann, er wußte selbst nicht wie. Und eine Nacht, da konnte er kein Auge zumachen, die ganze lange Nacht hindurch, denn er wußte, daß er das arme verwachsene Änchen drüben liebe! Ach, es war eine Wonne und eine Seelenpein! Denn er durfte sie doch nie sein eigen nennen! Nicht deshalb, weil sie ein budliges, kränkliches Mädchen war, ach nein, wie gerne hätte er sie gepflegt und gehegt und für sie gesorgt, daß sie nicht mehr so arbeiten mußte! Er konnte sie aber nicht heiraten, weil er der Sohn eines Mörders war! Wie würde sie seinen Namen tragen können, ein so ehrliches, liebes Mädchen mit ihrem süßen Madonnengesicht! Sie mußte ja vor ihm zurückschrecken, wenn sie wußte, wer er sei. Sie mußte ihn verachten wie alle anderen Menschen. Und er lag die ganze Nacht wach und weinte still in die Kissen hinein. Und drüben lag das Änchen mit selbigem Lächeln wach und starrte mit großen Augen in die Dunkelheit hinein, die ihr gar nicht schwarz vorkam, denn es leuchteten vor ihr Augusts ehrliche, liebe Augen, die sie heute abend so innig wie noch nie

angesehen hatten. Und sie horchte auf ihr pochendes Herz und faltete die Hände und rief ein über das andere: „Lieber Gott! wie bin ich glücklich, ach, wie bin ich glücklich!“

August wußte, daß er es nicht ertragen könnte, das liebe Menschenkind drüben sitzen zu sehen, und so suchte er sich Arbeit in einer anderen Stadt, weit fort. Eines Abends stand er vor Annchens Tür und klopfte schüchtern an; zum erstenmal stand er neben ihr und küßte ihre liebe, kleine Hand in der seinen, und es durchrieselte ihn mit einem seligen Schauer. „Ich wollte Euch nur ‚Lebewohl!‘ sagen, ich muß morgen fortgehen“, sagte er ihr.

Sie schaute erschrocken zu ihm auf und wurde so blaß, wie er sie noch nie gesehen hatte, als sie mit bangen Augen fragte: „Aber Ihr kommt doch wieder?“ Und weil er so Mitleid mit dem armen Kinde hatte und er nicht wollte, daß sie in Tränen ausbrechen sollte, da sagte er: „Ja, ich komme schon wieder!“ Und als sie schieden, sagte Annchen mit leisem Lächeln „Auf Wiedersehen!“ Er aber sagte „Lebewohl!“

Jahre vergingen und das bleiche Annchen saß noch immer am Fenster; sie schaute jetzt seltener hinaus als im Anfang, denn es tat so weh, wenn sie immer noch dem August ausschaute und er doch nicht kam.

Sie wurde blasser und immer hinschlüchziger und glich mehr und mehr der Madonna auf dem Kirchensfenster.

Und August lebte weiter in der fremden Stadt und arbeitete und wußte nicht für wen.

Wenn er gar zu traurig war, dann sagte er sich: „Es war doch ein Glück, daß ich fort ging und daß das liebe Annchen ihren reinen, ehrlichen Namen behalten kann bis zu ihrem Tod!“

Somit dachte er sich zu trösten. Allein und traurig lebte er dahin, ein einsamer, verlassen Mann. Zuweilen kam es über ihn, als müsse er noch einmal nach der alten Heimat zurückkehren, einmal noch nach dem Fenster schauen, ob das Annchen immer noch da sei. — Aber die Jahre vergingen und er blieb fern.

Doch wenn er auch kommen sollte, er würde das Annchen doch nicht mehr am Fenster finden, die Röslein blühen schon lange auf ihrem Grab!

Einheimische Pflanzen als Ampelgewächse im Zimmer.

Ampelpflanzen werden im allgemeinen nicht viel im Zimmer gepflegt, vielleicht deshalb nicht, weil das Gießen ein wenig umständlich ist. Ich möchte aber trotzdem einige Pflanzen aus der heimischen Flora für diesen Zweck empfehlen, weil ich davon überzeugt bin, daß der Blumenfreund, der sich nach folgenden Anleitungen richtet, mit dem Erfolg zufrieden sein wird und an diesen billigen Ampelpflanzen eine anhaltende Freude haben wird.

Die Gefäßfrage für die Ampelpflanze erfordert zunächst einige Aufmerksamkeit. Es hält schwer, etwas wirklich Praktisches für diesen Zweck aufzutreiben. Die Gefäße sollen porös sein, und doch möchte man das Durchtropfen von Wasser verhindern. Die meisten im Handel befindlichen Gefäße haben auch noch den Fehler, daß sie nach unten gar zu spitz auslaufen; es mangelt deshalb an Raum für die Wurzeln. Am zweckmäßigsten sind in der Regel noch gewöhnliche Blumentöpfe, die durch eine einfache Vorrichtung aus Draht zu einer Ampel umgeformt werden. Um den Topf wird ein Drahtring gelegt, von welchem drei Drähte abgehen, die über dem Topf zu einer Ose zusammengebogen werden. Zum Gießen müssen solche Ampeln allerdings an einen Ort kommen, wo das Durchlaufen des Wassers keinen Schaden anrichtet. Unter der Ampel einen Wasserauffangbehälter anzubringen, halte ich nicht für praktisch, da dieser, wenn er seinen Zweck erfüllen soll, schon ziemlich geräumig sein muß. Unter Umständen sind auch undurchlässige Gefäße verwendbar, wenn die Natur der Pflanzen solches verträgt.

Die schönste unter allen Pflanzen aus der deutschen Flora, welche für die Ampelbepflanzung geeignet sind, ist m. E. das Pfennigkraut, *Lysimachia nummularia* L. Die Pflanze dürfte allgemein bekannt sein, so daß nähere Beschreibung überflüssig ist. Feuchte Wiesen und Wälder und Gräben sind ihr liebster Aufenthaltsort. Diesem Umstande müssen wir bei der Verpflanzung ins Zimmer Rechnung tragen. Für das Pfennigkraut lassen sich darum auch in erster Linie undurchlässige Gefäße verwenden. Die Erde muß bindig und nahrhaft sein; lehmiger Rasenboden, Marschboden eignen sich ganz vorzüglich. Das Gefäß sei so geräumig, daß über der Erde bis zum Rande ein mindestens 2 cm hoher Raum bleibt; denn das Pfennigkraut entwickelt sich recht bantbar, wenn der Stod ständig vom Wasser umspült wird.

Das Pfennigkraut kann zu jeder Zeit in das Zimmer versetzt werden, selbst im Winter. Am besten wird der Erfolg sein, wenn die Verpflanzung zum Frühjahr erfolgt, ehe sich das neue Leben regt. Der Wurzelstod wird einfach aus dem Boden herausgestochen und

in die Ampel gepflanzt. Eine sonderliche Schonung der Wurzeln ist nicht erforderlich. Natam ist es, die Ampeln alljährlich neu zu bepflanzen, es gibt bessere Stöcke. Stellen sich im Sommer an den oberen Teilen der Pflanze (an den älteren Trieben) Läden ein, so holt man aus dem Freien ein paar mit Wurzeln versehene Ranken, die, in die Ampel gesteckt, freudig wachsen und die Läden schnell ausfüllen. Trockenheit verträgt *Lysimachia* sehr schlecht, und Licht muß die Ampel haben, soll die Pflanze nicht einseitig herauswachsen. Im nahrhaften Boden wuchert das Pfennigkraut sehr schnell und üppig, und wenn dann im Sommer die goldenen Blumen erscheinen, so bildet eine solche Ampel eine herrliche Pracht. Im Zimmer hält sich *Lysimachia* auch im Winter grün.

Eine andere Pflanze, die sich ebenfalls in undurchlässigen Ampelgefäßen kultivieren läßt und über dem Wurzelstod eine Wasserschicht liebt, nennt sich der Sumpfschirm *Helosciadium nodiflorum* (Roch); die Pflanze ist allerdings lange nicht so zierlich wie das Pfennigkraut, immerhin aber bereitet auch sie Freude. Auch diese Pflanze ist wintergrün. Sie wird aber nicht so leicht zu haben sein wie das Pfennigkraut, da ihr Verbreitungsgebiet beschränkt ist.

Eine recht zierliche Ampelpflanze gibt hingegen wieder das Zymbelkraut, *Linaria cymbalaria* Miller, ab. Leider ist die Pflanze in unserer Flora nicht allzu reichlich aufzufinden. Altes Gemäuer, Felsenpartien und steinige Flußufer bilden die Standorte. Die Pflanze bietet schon mit der kleinen, rundlichen Belaubung einen lieblichen Anblick, der zur Blütezeit durch die zierlichen, violetten Blümchen wesentlich erhöht wird.

Für die Pflege im Zimmer werden am besten flache Töpfe oder Tonschalen benutzt, die aber unbedingt durchlässig sein müssen. Der Erdboden muß locker aber nicht leicht sein. Verwitterter Lehm mit Rasenerde wird gute Dienste tun. — Um schnell vollgarnierte Ampeln zu erhalten, wird man im Frühjahr die Pflanzen sammeln müssen. Man kann aber auch den ganzen Sommer hindurch durch Ableger oder Stecklinge die Pflanze ins Zimmer aussetzen. Wenn es gelingt, von dieser Pflanze reifen Samen aufzutreiben, so wird durch diesen müßelos ein Bestand von Pflanzen heranzuziehen sein. Der Same wird zeitig im Frühjahr ganz dünn in das Gefäß ausgesät, welches als Ampel dienen soll. Bei mäßiger Feuchtigkeit werden sich die Pflänzchen dann bald entwickeln und zum Spätsommer ihre Blüten treiben. Im Zimmer kann das Zymbelkraut bis in den Winter hinein blühen.

Von gar nicht übler Wirkung ist auch der kriechende Günsel, *Ajuga reptans* L. Die Pflanze wird allgemein bekannt sein. In etwas fetter Rasenerde bei guter Bewässerung entwickelt sich der Günsel recht schnell. Die beste Sammelzeit ist das Frühjahr. Die Pflanze blüht dann etwa im Juni und sendet über den Topfrand ihre Ausläufer herab, an deren Spitzen sich junge Pflänzchen entwickeln. Bei guter Kultur treiben letztere abermals Ausläufer, wodurch das ganze Aussehen der Pflanze nur gewinnt. Auch die Günselrebe, *Glechoma*, ist verwendbar.

In ähnlicher Weise wird man unter Umständen auch den kriechenden Hahnenfuß, *Ranunculus repens* L., als Ampelpflanze pflegen können. Um mit diesem aber Erfolg zu haben, muß man schon etwas vom Glück begünstigt sein. Andere Pflanzen von ähnlichem kriechenden Charakter, so beispielsweise etliche Knötericharten, eignen sich auch als Ampelpflanzen, doch muß bei deren Verpflanzung ins Zimmer besonders vorsichtig verfahren werden; namentlich das Wurzelvermögen will geschont sein. Für den Anfang rate ich deshalb nur zu dem Versuch mit dem Pfennigkraut, dem Zymbelkraut und dem Günsel. Holm.

Zeitvertreib

Das unruhige Licht.



Vor eine brennende Kerze befestige man einen Lichtschirm, etwa eine Visitenkarte. Bläst man nun gegen die Mitte der Karte, so wird zu allgemeiner Verwunderung das Licht zu fladern beginnen. Der Vorgang wird wie folgt erklärt: Die an den Seiten der Karte vorbestreichende Luft besitzt nun eine andere Temperatur, und da bekanntlich beim Zusammenstoßen von Luftströmen verschiedene Grade Wirbel

entstehen, so ist das auch hier der Fall, durch die die Flamme der Kerze zu unruhigem Fladern veranlaßt wird.

Der Unterstand eines Regimentskommandeurs, errichtet von deutschen Soldaten in Nordfrankreich. Der hübsche Bau dient dem Förderer des Flugwesens, Oberstleutnant v. Abercron, und einigen anderen Offizieren als Wohnung. Vor dem Gebäude befinden sich hübsche Anlagen, und an den Fenstern sind Blumenkästen mit blühenden Blumen angebracht. An den Vorgarten schließt sich ein reich mit Gemüse beplanter, terrassenförmiger Garten an. Im Rücken des Hauses ist eine starke Barrikade errichtet, das Dach ist ebenfalls gut gedeckt.

Die Stadt Nowo in deutscher Hand. Links die von deutschen Pionieren sofort nach der Erstürmung erbaute Mennelbrücke, rechts die von den Russen niedergebrannte Holzbrücke. Beim Eindringen der deutschen Truppen brannte die Stadt an vielen Stellen, besonders im Fabrikviertel. Das Feuer konnte aber bald gelöscht werden. Von diesen Brandschäden abgesehen, ist die Stadt bis auf die durchweg zerfallenen Fensterbänke von der Beschädigung nur wenig mitgenommen, während die Forts durch die schweren deutschen Geschütze fast völlig zerstört wurden.

Generalfeldmarschall von Hindenburg.

(Zum Jahrestag der Schlacht von Tannenberg am 28. August.) Die Hindenburg-Büste wurde im Auftrage von Verehrern des großen Feldherrn von dem Charlottenburger Bildhauer Romanus Andresen geschaffen, und die Gemahlin des Generalfeldmarschalls nahm mit Worten wärmster Anerkennung einen Bronzeguß der Büste entgegen.

Zum hundertjährigen Geburtstag des Dichters Emanuel Geibel. Emanuel Geibel ist am 18. Oktober 1815 als Sohn eines Predigers in Lübeck geboren. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und bezog dann die Universitäten Bonn und Berlin. In Berlin trat er in freundschaftliche Beziehungen zu Chamisso, Gaudy und dem Kunsthistoriker Franz Kugler, welche sein aufkeimendes poetisches Talent schätzten und förderten. Im Jahre 1840 ließ er die erste Sammlung seiner Gedichte erscheinen. Die Zeit seines besten Schaffens fällt in die Jahre, wo er von 1851 an in München lebte, von dem künftigen König Maximilian II. besonders geehrt, als Professor der Poetik (Lehre der Dichtkunst). Von 1869 an lebte er in seiner Vaterstadt, wo ihm auch ein Denkmal errichtet wurde. Seine Dichtungen zeichnen sich aus durch reine und schöne Form, hohen Ernst und vornehme, gute Gesinnung. Viele von seinen Liedern sind in Musik gesetzt worden und werden heute noch gesungen. Das bekannteste und beliebteste ist wohl: „Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus.“

Der Eiserne Halbmond. Im türkischen Heere ist jetzt, nach deutschem Vorbilde, eine Kriegsauszeichnung geschaffen worden, die dem deutschen Eisernen Kreuze gleichkommt.



Der eiserne Halbmond. (Mit Text.)

Allerlei

Theorie und Praxis. Händler: „Diese Feder ist unverwundlich, mit der können Sie schreiben, solange Sie leben.“ — Kunde: „Gut, so geben Sie mir eine.“ — Eine? — Wollen Sie nicht lieber gleich ein Gros nehmen? Da kommen Sie doch billiger.“

Reichtum macht nicht glücklich, aber sicher. Wie oft hört man die Leute sagen: Ja, die können sich jeden Wunsch erfüllen, die haben ja auch das Geld dazu! Gewiss, aber ob diese Leute so zu beneiden sind, das ist eine große Frage; glücklich sind sie trotzdem nicht immer. Reichtum macht nicht wünschlos, ganz im Gegenteil; desto höher sind die Wünsche und Ansprüche gestellt. Wer nach getaner Arbeit sich seines Tagewerkes freuen kann und im Kreise seiner Lieben in Gemütlichkeit und Zufriedenheit der wohlverdienten Ruhe genießt, der ist glücklich daran und reich zu nennen. Eine große Freude ist sein eigen; sein Besitz und sein Heim sind durch seinen Fleiß und seiner Hände Arbeit erworben. Nur eines hat der Reichtum voraus: er macht sicher. Doch auch dieses Gefühl kann jeder fleißige Mensch empfinden, wenn er sich mit seinen Ausgaben streng nach seinen Einnahmen richtet und genau Buch führt. Dann steht auch er auf festem Boden. Der Segen jeder Arbeit bringt Zufriedenheit, und diese hat Goldeswert.

Bruderliebe. Der Geheimsekretär des Generals von Winterfeldt, Galtzer, wurde bei der Thronbesteigung des Königs Friedrich II. von Preußen Geheimrer Kriegsrat, fiel aber nach langen Diensten bei seinem Landesherren in Ungnade, weil er, was jedoch nicht völlig erwiesen worden ist, in die Verrätereien des Ministers von Görne verwickelt gewesen sein soll. — Der König schickte ihm im Jahre 1775 nach Spandau auf Festung. Als der Kollege des Unglücklichen, Laspenres, den Verhaftungsbefehl erblickte, riefte er: „Der arme Galtzer!“ und dieser Ausruf des Mitleids soll auf den König nicht ohne Eindruck geblieben sein. Der Bruder Galtzers, ein Prediger in Alten-Platow, schrieb nach Jahresfrist an den König: „Ich bin der Bruder des unglücklichen Galtzer, dessen Vergeltungen Eure Majestät mit Recht strafen, dem ich aber mehr zu verdanken habe als meinem Vater. Ich habe sieben lebende Kinder, bei einer Einnahme, die nicht hinreicht, sie zu erhalten. In seinem Wohlstande tat dies mein Bruder reichlich. Anjert hätte ich Gelegenheit, mich dankbar zu zeigen, da ich zu einigen Mitteln gekommen bin. Mein Bruder ist alt, arm und ge-

sungen. Schenken mir doch Eure Majestät diesen elenden Mann, damit ich ihn kann zu mir nehmen und als Bruder versorgen.“ — Auf dieses Gnadengesuch beschied der große Friedrich: „Ich gebe Euch Euren Bruder los, und da Ihr sagt, daß er arm ist, so habe ich ihm eine Pension von 500 Talern zugelegt. Er soll aber bei Euch in Eurem Bezirke bleiben, weder an mich schreiben noch auswärtige Korrespondenz führen. Handelt er wider, so kommt er auf lebenslang nach Spandau.“ — Galtzer lebte darauf bei seinem braven Bruder den Wissenschaften. Er starb im Jahre 1800.

Gemeinnütziges

Champignon-Gemüse. Die frischen Pilze werden gut gepuht und dann mit frischer Butter und einem Löffel Fleischbrühe und Sahne weich gedämpft, wobei das Salz und eine Prise Pfeffer nicht vergessen werden dürfen. Man schwenkt das Gemüse öfter und würzt es mit frischer, feingewiegter Petersilie.

Wollene Handschuhe sind vom gesundheitlichen Standpunkte aus die allerbesten, denn sie halten warm, ohne daß sie die unangenehme Eigenschaft der Lederhandschuhe besitzen, die Ausbünstung zu verhindern.

Bienenzucht. Die im Sonnenwachsammelz zurückbleibenden Treber enthalten noch einen nennenswerten Prozentsatz an Wachs, weshalb dieselben gesammelt und der Behandlung mit siedendem Wasser und Pressad unterworfen werden sollen.

Mit eintretender Färbung der Knospen soll die Düngung der Chrysanthemum aufhören. Das sichert die reine Farbe und beugt der Mißbildung der Blüten vor.

Mischen von Thomasmehl und Kainit. Diese künstlichen Dünger dürfen jederzeit, ohne einen Verlust im Düngewert zu erleiden, gemischt werden. Die Aufbewahrung der gemischten Salze würde jedoch die Verhärtung des Düngers und damit auch seine Streunfähigkeit zur Folge haben. Aus diesem Grunde sollen die beiden Dünger nur kurz vor der Verwendung in Mischung kommen.

Das Studieren wird stets Erfolg haben, wenn nur sehr saftreiche Bildlinge okuliert werden und Augen ohne Holz, die völlig ausgereift sind. Der Verband muß fest um die Veredlungsstelle gelegt werden.

Sind die Keller eines landwirtschaftlichen Gebäudes aus Zement, so sind sie meistens zu trocken. Werden hier landwirtschaftliche Erzeugnisse aufbewahrt, die zu große Trockenheit nicht vertragen, so ist für genügende Wasserverdunstung durch Aufstellen einiger gefüllter Wassergefäße zu sorgen.

Zu tiefer Stand, Kalkarmut und nasser Untergrund sind häufig Ursache der Krebskrankheit der Apfelbäume. Beheben dieser Abstände wird meist die Krankheit kurieren. Vorhandene Krebswunden müssen ausge schnitten und verstrichen werden.

Umstellträfel.

Horden, Nora, Röbe, Algen.
Reich, Romeo, Salta, Anker, Kater.

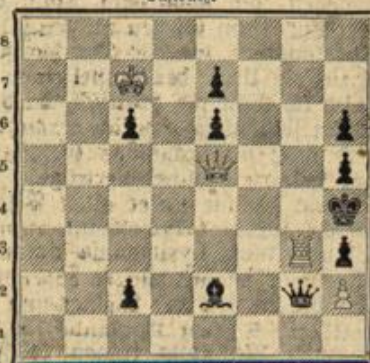
Aus jedem der vorstehenden Wörter ist durch Umstellen der Buchstaben ein anderes zu bilden, so daß die Anfangsbuchstaben der neuen Wortreihe ein europäisches Königreich ergeben. W. Spangenberg.

Scharade.

Man sieht das Erste und das Zweite laufen,
Das Erste flieht aus dem Zweiten laufen.
Das Ganze ist als Zweites und bekannt,
Es führt durch Schluchten im gebirgigen Land.
Julius Fald.

Problem Nr. 140.

Von Dr. E. Palloska in Prag.
Schwarz.



Mat in 3 Zügen.

Schachlösungen:

- Nr. 138. 1) Tg 5-c 5 etc.
Nr. 139. 1) Ld 5, Sf 8;
2) Lf 3, Kd 7;
3) Sf 1 D matt.
2) Lf 3, Kd 7;
3) Lh 5 matt. Fein.

Nichtige Lösungen:

- Nr. 126. Von Fröhl, Gdmar in Burghadt.
Nr. 129. Von Dr. J. Schaal in Brunn.
Nr. 130. Von C. Burthardt in Eidenberg. Schl. G. Dauber in Weimerode.
Nr. 134. Von Unteroffizier Chr. Baumann, Landwehrmann.
Nr. 135. Von Dr. C. Baumann in Chloß i. Rhld. Chr. Kamm in Schwelm.
Nr. 136. Gese, Wehrensmeyer i. Feld.
Nr. 137. Herr R. Sch. in Rahlau.
Keine Verwendung.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Der Scharade: Zug, Bräde, Zugbräde.
Des Silberräfels: Die Freude überrascht uns oft unvermutet.